

Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 41 (1979)
Heft: 3

Artikel: "Schwarzbueb" ist kein Schimpfwort mehr
Autor: Fringeli, Albin / Fringeli, Dieter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-861900>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Schwarzueb» ist kein Schimpfwort mehr

Albin Fringeli im Gespräch mit Dieter Fringeli

Dieter Fringeli: In unserer Familie gab es meines Wissens vor dir keinen Menschen, der künstlerische und schriftstellerische Ambitionen hatte. Aus einer Mundartgeschichte («Eso het s agfange») wissen wir einiges über deine Anfänge; wie aber hat's wirklich «agfange», wie und wann kamst du auf die verwegene Idee, schreiben zu wollen? Durch Hebel-Lektüre? Durch den Lehrer Josef Reinhart?

Albin Fringeli: Der Grundstein wurde vielleicht in der Sekundarschule Laufen gelegt, durch die Lehrer Hulliger und Müller. Bei diesem Dr. Müller erhielt ich allerdings auch den ersten Dämpfer. Ich musste in der Schule einmal aus meinen «Werken» vorlesen; sein Kommentar: er habe als Gymnasiast bessere Verse gemacht. . . Der erste Verriss! Im Seminar in Solothurn zeigte ich meine Sachen Josef Reinhart; er stellte fest, dass ich «beeinflusst» sei — zu meiner Begabung aber solle ich Sorge tragen usw. Dann war da als Förderer und Ratgeber vor allem Fritz Wartenweiler, der uns Schüler zum Beispiel auf die Bedeutung der Sagen und des Volkslieds aufmerksam machte. Nicht vergessen möchte ich meine Mutter, durch die ich viele Lieder kennengelernt, sie war eine Tochter der Schwester des Liedersammlers Sigmund Grolimund.

D. F.: Ich will dich nicht nach «Vorbildern» fragen; ich möchte bloss wissen, welche Schriftsteller dem jungen A. F. besonders nahestanden.

A. F.: Einen hast du schon erwähnt: Hebel. Dann der schillernde Dominik Müller, Rosegger, Oskar Maria Graf, den die Heutigen ja wiederentdecken. Wer noch? Ramuz natürlich, die Franzosen Mistral, Daudet, Henri Bordeaux. Auch C. A. Loosli und Felix Moeschlin las ich schon sehr früh.

D. F.: Ein Namenverzeichnis, das sich fast wie ein Programm ausnimmt. . .

A. F.: Nein, wirf diese Leute bitte nicht in einen Topf! Ich habe das Einschachteln und Schubladisieren gründlich satt. Du kannst die erwähnten Männer meinewegen als «Heimatdichter» bezeichnen. Aber mit solchen Schlagwörtern kommen wir nicht weiter. Ich habe zum Beispiel auch nicht die geringste Ahnung, was ich mir unter «moderner» oder «zeitgenössischer» Literatur vorstellen soll. . .

D. F.: Lassen wir's! Auf Reinhart und Hebel aber möchte ich doch noch einmal zurückkommen. Schliesslich wirst du immer wieder mit ihnen in Verbindung gebracht.

A. F.: Über Reinhart habe ich soviel geschrieben, dass mir fast nichts mehr einfällt. Ich habe ihn vielleicht zu sehr verehrt; das hat auf meine frühen Dinge gewiss abgefärbt. Schliesslich kannte ich fast alle seine Gedichte auswendig! Mein Verhältnis zu Hebel ist stabiler. Das hängt gewiss auch mit der Landschaft zusammen, in der er lebte und die mir von Kindheit an irgendwie vertraut war: Wenn ich auf den Stürmenkopf stieg, lag sie zu meinen Füssen. Später dann haben mich die «Alemannischen Gedichte» stärker beeindruckt als andere Mundartverse. Ganz zu schweigen von der Faszination, die von seinen Briefen und Kalendergeschichten ausging. . .

D. F.: Bleiben wir mal beim Kalendermacher Hebel. Ich kann mir vorstellen, dass er dich auf die Idee gebracht hat, selber einen Kalender zu machen?

A. F.: Nein. Ich wollte nie einen Kalender à la Hebel herausgeben. Ich wollte mit einem unbekannten oder verkannten Landstrich bekannt machen: mit dem Schwarzbubenland. So einfach ist das. Ich habe nicht nur in Solothurn erfahren müssen, dass man die Schwarzbuben überhaupt nicht kennt; das Wort «Schwarzbube» war in weiten

Kreisen nichts anderes als ein Schimpfwort. Das gab mir zu denken und zu schreiben.

D. F.: Du hast dich also schon immer auf deine ureigenste Umgebung, sagen wir ruhig: auf die Heimat konzentriert. Bist du in dieser Heimat, im Schwarzbubenland, denn wirklich so tief verwurzelt oder hat sich das mit der Zeit so ergeben? Die böse Frage liegt nahe, ob du in eine Rolle hineingeraten bist, die du bis heute spielst, spielen musst. . .

A. F.: Ich deutete es schon an: Man ist verflixt schnell abgestempelt. Und der Stempel, den man mir zu Recht oder zu Unrecht (was kümmert's mich!) aufdrückte, war eben der des «Heimatdichters». Ich weiss nicht, ob es sich dabei um ein Kompliment handelt oder um gutgemeinte Nachsicht. . . Ich schäme mich freilich nicht, mich zum Herkommen zu bekennen, zu einer bestimmten Gegend und zu den Menschen, die aus ihr hervorgegangen sind — zu einer ausgesprochen mystischen Welt übrigens, der ich viel verdanke.

Unsere Vorfahren hatten Beziehungen zu unheimlichen Dingen. Was die sich in ihrer Weltabgeschiedenheit alles zurechtlegten! Von ihren Träumen und Phantasien habe ich wohl etliches mitbekommen; dieses Erbe lässt sich nicht einfach so wegwischen. Ich war nun allerdings nie so naiv, «Heimat» als etwas Abgegrenztes, als etwas Begrenzbares zu empfinden. Ich halte es da eher mit Eduard Spranger, der die Heimat als geistiges Wurzelgefühl bezeichnete. Aber darüber könnten wir wochenlang diskutieren!

D. F.: Allerdings! Für dich muss es gewiss interessant sein, dass der so lange verpönte Begriff «Heimat» gerade in jüngster Zeit wieder salonfähig wurde. Region und Provinz sind in den vergangenen Jahren

auch in der Literatur wieder enorm aufgewertet worden. Man darf sich wieder positiv zu so «erdigen» Autoren wie Oskar Maria Graf, Waggerl, Loosli oder Bosshart vernehmen lassen. Auch Peter Dörfler kommt jetzt wieder auf seine Rechnung. Ein Graf-, Waggerl- oder Dörfler-Fan wäre vor kurzem noch als hoffnungsloser Fall verlacht worden — von der à tout prix fortschrittlichen Literaturkritik jedenfalls.

Das Blatt hat sich gewendet. Ich möchte sogar sagen, dass die junge schweizerische Literatur zu einem schönen Teil von «Heimatdichtern» bestritten wird; denk nur an die Romane von Otto F. Walter oder an Walther Kauers «Spätholz»! Den jungen Schweizer Schreibern unterstellt man immer wieder, sie hätten sich von der «Heimat» abgewendet. Leute wie Heinrich Wiesner, Gerold Späth, Brechbühl, Gerhard Meier, Bichsel oder Steiner zeigen, dass das Gegenteil der Fall ist. Und Siegfried Lenz lädt uns ungeniert ins «Heimatmuseum» ein! Wir haben es momentan mit einem regelrechten Heimat-Boom zu tun! Und es ist ja wohl kein Zufall, dass sich zum Heimat-Boom der Mundart-Boom gesellte. Was sagst Du zur Wiederentdeckung des Dialekts, zur Wiederbelebung, die die Mundartliteratur in den letzten zehn Jahren erfahren hat? Und ganz banal: Warum schreibst du in Mundart?

A. F.: Du sagst «Mundart», sagst «Dialekt» . . . Ja, ich weiss, dass man diese Wörter nicht mehr aus dem Wortschatz streichen kann, obschon mich ein Unbehagen befällt, wenn ich sie gebrauche. Früher sprach man noch vom «Buuredütsch». Aber das ist ja egal. Die neuen Mundartschreiber nennen das Kind «Umgangssprache». Ihre Verse werden dadurch nicht besser und nicht schlechter. . . Aber ich will keine Steine auf die Jungen werfen! Es fällt mir auch nicht ein, mich lange mit der Frage nach Echtheit und Mache abzumühen. . .

D. F.: glaubst du nicht, dass Kurt Marti oder Mani Matter sich wirklich um die Mundartdichtung verdient gemacht haben?

A. F.: He doch, das wollte ich gerade sagen! Viele Leute sind ja erst durch Marti oder durch Mani Matter darauf aufmerksam gemacht worden, dass das Mundartschreiben nicht nur etwas für Hinterwäldler und alte Spinner ist. Das allein schon ist ein Verdienst.

D. F.: Du sagst also, dass auch die «alten» Mundartdichter von der «modern mundart»-Bewegung profitiert haben?

A. F.: Bestimmt. Zuerst hatte die Aktivität dieser «modern mundart»-Leute allerdings eine böse negative Wirkung auf das Ansehen der «Alten». Die bildeten sich doch ein, den Stein der Weisen gefunden zu haben; für uns hatten sie nur noch Hohn und Verachtung übrig. Keine Ahnung, ob sie uns überhaupt gelesen hatten. Kaum. Sonst hätten sie uns doch nicht einfach so pauschal verurteilt und ins «bluemete Trögli» geschmissen.

D. F.: Das Fazit ist aber doch positiv! Der Einsatz der jungen Mundartler, die zum grossen Teil längst wieder zur Schriftsprache zurückgekehrt sind, weckte den Gwunder auf die Taten der Vorfahren — auf den Brienzer Albert Streich, auf Lienert und nicht zuletzt auf deinen Freund Albert Bächtold und dich. — Aber eben: Warum eigentlich Mundart?

A. F.: Wenn ich das so genau wüsste! In einer Laufener Fasnachtszeitung konnte man anno 1924 die Preisfrage lesen: «Warum bevorzugen die Verfasser des 'Schwarzueb' die Mundart?» Die Antwort: «Weil die Leute nicht fehlerfrei schriftdeutsch schreiben können!» Voilà. Man könnte als Schweizer schliesslich auch fragen: Warum

eigentlich schriftdeutsch? Ist das «Buuredütsch» wirklich nicht geeignet, «gescheite» Dinge abzuhandeln?

Als einen Ausdruck des Hochmuts habe ich es betrachtet, als Jakob Schaffner seinerzeit bei einem Gespräch in Weimar behauptete, er könne zwar ohne weiteres in der alten Mundart sprechen, müsse aber zur Hochsprache übergehen, wenn er «Gehobenes» ausdrücken wolle. Und ein bisschen entsetzt war ich vor vielen Jahren auch, als der Herr Professor Andreas Heusler über die vielen Nachteile des Mundartsprechens zu dozieren begann! Schon unseren welschen Nachbarn zuliebe sollten wir den Dialekt aufgeben, meinte der würdevolle Gelehrte. . . Warum Mundart? Vielleicht, weil mir das «Buuredütsch» schon früh als verstoßenes Kind vorkam.

D. F.: Man erfährt es im Gespräch mit deutschen Literaten immer wieder: Sie wollen nicht glauben, dass man auf «Buuredütsch» ein Gespräch über Schopenhauer, Goethe oder Mao führen kann. Das will ihnen nicht in den Kopf. Sie wissen auch nicht, welche Präzisierungsmöglichkeiten der Dialekt anbietet. Wenn wir Schweizer Schriftsprachliches zu Papier bringen, übt der Dialekt fast automatisch eine Kontrollfunktion aus, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann: Er bewahrt vor dem Geschwafel, dem Leerlauf. In diesem Zusammenhang möchte ich dich Fragen, warum du nicht alle belletristischen Arbeiten auf «Schwarzuebedütsch» geschrieben hast. Ein Beispiel: Es leuchtet nicht unbedingt ein, warum ausgerechnet die «Heimfahrt»-Geschichten in einem schriftsprachlichen Gewand stecken. «Das Kreuz» oder «Das Weizenkorn» könnte ich mir gut als Mundartzählungen vorstellen.

A. F.: Das schon. «Das Weizenkorn» war aber beispielsweise eine Auftragsarbeit

für eine Zeitschrift. Schriftsprache war Bedingung. Unter denselben Umständen sind auch andere Sachen geschrieben worden. Man könnte auch sagen, dass ich aus Rücksicht auf den Leser manches in der Schriftsprache schreibe. Mundart lesen ist bekanntlich eine anstrengende Sache! Es tritt mitunter auch der Fall ein, dass Stoff und Inhalt eher nach der einen als nach der andern Ausdrucksweise verlangen. Die Wahl zwischen Mundart und Schriftsprache ist bei mir aber doch eine sehr intuitive Angelegenheit. Ich muss gestehen, dass mir die von dir aufgeworfene Frage nie grosses Kopfzerbrechen bereitet hat.

D. F.: Das Schriftdeutsch-Schreiben hat nichts mit Anpassung zu tun?

A. F.: Anpassung? So kann man's meinetwegen auch nennen! Es ist schliesslich unmöglich, jedes Jahr ein Mundartbuch erscheinen zu lassen; der Verleger würde sich dafür bedanken, denn wer liest schon Mundartbücher?

D. F.: Damit hast du die Frage bereits halbwegs formuliert, die ich stellen wollte: Wer liest A. F.? Hast du einen Einblick in deine Lesergemeinde?

A. F.: Ich weiss bloss, dass der «Schwarzbueb» seit Jahrzehnten schier in jeder Stube unserer Heimat gelesen wird. Ob einer studiert hat oder in der sechsten Klasse aus der Schule kam, ob er sich zu den Progressiven oder zu den Konservativen zählt: Er will wissen, über welche Dinge der Kalender berichtet und welche toten Schwarzbuben gewürdigt werden. Überraschend gross ist seit einiger Zeit auch die Zahl der «auswärtigen» «Schwarzbueb»-Freunde. Ich nehme an, dass die Leser meiner Bücher sich aus diesem «Schwarzbueb»-Leserpublikum rekrutieren.

Fritz Wartenweiler hat in seinem Buch «Hölle oder Heil» übrigens dieselbe Frage aufgeworfen: «Wieviele Menschen lesen den 'Schwarzbueb'?» Er kommt zu einem Schluss, dem ich selber zustimme: «Hätte eine solche Untersuchung ihren Wert? Was könnte sie uns nützen?» fragt er. Und er ruft mir zu: «Bleib dir selber treu, Kalendermann 'Schwarzbueb'!» Ich fühle mich nach wie vor verpflichtet, die Mahnungen meines ehemaligen Lehrers ernst zu nehmen.

Als ich mich in jungen Jahren anschickte, einen Kalender herauszugeben, belehrte mich ein befreundeter Geschäftsmann: «Es genügt nicht, wenn du ein Buch schreibst, du musst dafür sorgen, dass es gekauft wird. Du musst die Trommel röhren — Geschäft ist Geschäft!» Das leuchtete mir ein, und vielleicht hätte ich mich entschliessen können, mit den eigenen Erdäpfeln auf den Markt zu fahren. Aber nein, das ging einfach nicht. Ob's ein Fehler war? Ich weiss nicht.

D. F.: Eine letzte, vielleicht etwas provokative Frage. Du bist nun achtzig Jahre alt, kannst auf eine immense Arbeit im Dienst der Heimat, der Sprache zurückschauen. Hat sich die Mühe gelohnt? Meinst du etwas bewirkt oder gar erreicht zu haben?

A. F.: Ich weiss doch nicht, wie es ohne mein Dazutun aussähe! Ich weiss bloss, dass jeder Tätige etwas bewirkt — sei's in positivem, sei's in negativem Sinne. Lassen wir aber bitte die Spekulationen! Über eine Kleinigkeit freue ich mich selbstverständlich: Das Wort «Schwarzbube» ist seit geraumer Zeit kein Schimpfwort mehr!

«Albin Fringeli: Lesebuch». Herausgegeben von Dieter Fringeli. Verlag Jeger-Moll, Breitenbach.